

Nr. 50. Bromberg, den 3. April 1925.

Spatenrecht.

Roman von Sophie Kloerss.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie warteten nicht lange mit der Hochzeit.

Braut und Bräutigam unter einem Dach, das verstieß gegen alles Herkommen; so wurde bald gefreit.

Großen Lärm machten sie nicht drum, danach waren die Zeiten nicht. Der große Krieg, der fernab seine Feuerwolken zum Himmel sandte, brachte auch ihnen Unruhe. Es war Teuerung im Lande, schwere Umlagen wurden ausgeschrieben; sie, die genug zu tun gehabt hatten seit Jahren, Land und Strand zu schirmen, sollten zinsen und zahlen.

Bettler kamen an die Hoftüren, Leute, die weither gewandert waren, die unverständliche Sprachen redeten und Gesichter hatten, als seien sie nicht hinter der Hecke zur Welt gekommen.

Ein krankes Weib verirrte sich auf die Thedingswurt, war so schwach, daß die Füße es nicht mehr trugen, und starb noch in der Nacht im Scheunenstroh.

Das wäre nicht so schlimm gewesen, doch sie hatte zwei Kinder bei sich, einen Knaben und ein Mädchen, nicht älter als fünf und sechs Jahre, die standen neben der Leiche und wußten nicht wohin.

So fand Almut sie in der Morgenfrühe.

Lützelberger saß vor der Mehlsuppe, da trat sie zu ihm, sah ihn ernst an und fragte: „Darf ich dich bitten um eine Sache?"

„Um jede Sache. Was gibt es, das ich dir nicht bewilligen würde?"

„Die Not hat uns zwei nackte Vögel auf den Hof geblasen. Laß sie bleiben."

In ihre Augen sah er und verstand.

„Wo sind sie?"

Und die Kinder blieben. — Wo so mancher Mensch satt wurde, wo so viel Vieh durch das Jahr kam, da fanden auch sie ihr Brotkrümchen.

Woher sie kamen?

Aus einer Stadt, die hatte gebrannt.

Wie sie hießen?

Walter und Mechthild.

Und mehr haben sie nie über sie erfahren.

Im August waren sie Mann und Weib geworden. Die Ernte stand in vollem Schaffen, die Ähren lohnten wie selten, Hafer und Gerste gab es wenig, der Boden war zu schwer, aber die Weizenkörner rannen golden unter dem Dreschflegel vor, als der sein Werk in der Scheune begann. Jan Reimers, der von Gretsiel alle Monat ein- oder zweimal den Strom hinabfuhr nach Bremen, hatte so viele Säcke an Bord, daß er stilles Wetter brauchte, sonst sank ihm die Kuff unter die Wellen. Er hatte solch Wetter. Der Wind blies ganz sachte, und Jan brachte den Segen des Küstenlandes zur Handelsstadt und nahm blanke Taler mit zurück.

Lützelberger konnte sich zwei Pferde kaufen und junge Sterken, die im nächsten Frühjahr kalben sollten, und dann kaufte er, der sonst keinen Schilling unnütz vertat, von einem herumziehenden Händler einen Bernsteinschmuck für Almut, ein Herz an einer Kette der hellen goldgelben Perlen.

Als er es ihr abends beim Schlafengehen um den weißen Nacken legte, stand sie sprachlos.

„O Lutz, wie kannst du! So viel für mich! Ich gebe dir nichts, du mir alles."

„Wirst du nie richtig sehen? Alles, was ich habe, ist immer noch dein. Ein harter Spruch hat dein Recht zu meinem Unrecht gemacht. Ich muß suchen, dir dein Recht wiederzugeben, dann erst ist es auch meins."

„Das ist mir zu verworren. Ich weiß nur, mein Leben ist reich durch dich allein. Und ich muß denken, ob der Herrgott dem Vater deshalb die schweren Gedanken schickte, daß du in unser Haus kommen solltest."

Seine Wege sind schwer zu verstehen. Eins aber wissen wir alle: Da, wo er uns hinstellt, da sollen wir die Sense in die Hand nehmen oder das Beil oder das Buch und sollen unsern Mann stehen. Darum störte es mich nicht, daß sich viele verwundern, wie ich, der Pfarrer, hier Bauer sein mag. Man kann so gut mit dem Leben die Menschen unterweisen wie mit dem Wort." —

Es ging seinen Weg weiter durch die hellen Sommermonate hinein in den Winter.

Der Oktober blieb milde. Hin und wieder fuhr der Wind frischer aus Nordwest, aber nie drohten die Wogen, immer war es nur ein übermütiges Spiel, das sie da draußen trieben, und Eno Thedinga stand an den dämmernden Abenden und sah vom Deich aus über sie hin und murmelte mit sich selber.

„Daß sie sicher werden in ihrer Torheit! Daß sie sprechen: Was kann uns geschehen? Hoch ist der Deich, breit ist das Vorland wie nie zuvor! Herren sind wir und sicher in unserem Lande.

Aber du wirst sie überfallen mit deinem Grimm und wirst sie zerbrechen, wenn sie es am wenigsten meinen."

Triumph lag in seinen Zügen, denn er fürchtete den Tod nicht für sich und wünschte ihn den andern, den Toren, die dem Himmel zu trotzen wagten.

Bisweilen stand er auch am Siel, dort, wo es dunkel und heimlich seine Wasser unter dem Deich hinführte, prüfte die schweren Bohlentüren, klopfte an den Scharnieren und Hebeln, hatte dunkle Gedanken und flog zusammen, wenn über ihm eine Möwe schrie oder der Wind von fernher Menschenstimmen über die Felder trug.

Ging er dann heim, sah er weder Weg noch Steg, grüßte niemand und hatte Augen, die Almut ängstigten, wenn sie ihn kommen sah.

Einmal, als er schon am frühen Morgen hinausgegangen, nicht zum Mittag gekommen war und es schon dunkelte, sagte sie zu ihrem Manne: „Mir ist Angst um den Vater. So seltsam war er gestern, wenn er sich nur nicht — —" Da verstummte sie.

Der Gedanke, ein Friese könne sich selber ein Leid antun, war so außer aller Ordnung, daß sie erschrak, als er auftauchte.

„Ich will ihn suchen gehen", sagte ihr Mann.

Aber Thedinga war nicht zum Deich gegangen, er streifte von Wurt zu Wurt in seiner Unruhe, starrte durch das sinkende Dunkel nach den hohen Giebeln, starrte in die Gräben, die jeden Hügel umschlossen, starrte dahin, wo aus der großen Dielentür der Schein des Herdfeuers warm und lockend in den Abend fiel, und wenn ein Hund anschlug, irrte er weiter.

Lützelberger fand ihn nicht, ging am Deich hin, erst an dem eigenen Lande, dann an dem der Dorfgenossen, sah die langen dunklen Wogen in ebenmäßigen Schwingungen heranrollen, sah sie sich drunten, wo das Vorland sich hundert Ellen und breiter hindehnte, zwischen Binsen und Schilf ausebben, und atmete tief.

Der starke Salzhauch der See war ihm schon zum Lebensbedürfnis geworden.

Seine Lungen dehnten sich, alle Muskeln spannten sich in voller Kraft. Ihm entgegen kam ein Mann. Aber Thedinga war es nicht.

Der da hatte etwas so Schlaffes in der Haltung, ging so schwer, als hinge Blei an seinen Sohlen, ließ den Kopf hängen, — jetzt erkannte er ihn, es war Addo Rickmers.

Schritt für Schritt taten sie aufeinander zu.

Addo hob langsam den Kopf, als spüre er den scharfen Blick, der ihm entgegensah.

Es gab ihm einen Ruck. — Auch er hatte Lützelberger erkannt.

Wie der ging! Wie der auftrat! Dieser hergelaufene Fremde! — Als sei er allein Herr über Deich und Land, Herr über See und Himmel und alles, was an Leben dazwischen war.

Herr über Almut Thedinga!

Haß quoll siedend in dem stillen Menschen auf.

Mondelang hatte er die Not mit sich herumgetragen. Ihm war das Beste im Leben zerbrochen, als dies Mädchen den andern wählte, und weil er sich nicht ausreden konnte — das konnten sie da ja alle nicht — und weil er sein Elend nicht in Schnaps und bei Weibern betäuben konnte — dazu war er zu schwer und zu fein — hatte sich der Schmerz in ihn eingefressen als eitriges Geschwür, riß und brannte und gab Tag und Nacht keine Ruhe.

Er war dem Feind bislang aus dem Wege gegangen, er wollte das verhaßte Gesicht nicht sehen — nun schickte der Himmel selber ihm den in den Weg, denn Addos schlichte Frömmigkeit sah in allem die Hand eines höheren Herrn oder das Tun des bösen Feindes.

Aber mochte Gott oder Satan an diesem Begegnen schuld sein, — er ging ihm heute nicht aus dem Weg.

Lützelberger erkannte wohl an dem, was sein Gegner in den Mienen aufglimmen ließ, die Feindschaft in dessen Seele, — es kümmerte ihn nicht.

Mit kurzem Gruß wollte er vorübergehen.

Addo Rickmers hielt den Fuß an und sah ihm mit kurzem harten Lachen in die Augen.

„Daß wir uns auch mal begegnen, Thedingsbauer!"

„Warum nennst du mich so?"

„Bist es nicht? Hast dir doch alles genommen, was dem gehörte. Die Wurt und das Land und den ersten Platz am Tisch und die" — es schnürte ihm fast die Kehle zu — „Almut."

„Ich nahm mir nichts. Euer eigenes Recht wies es mir zu." Er spürte, wie der andere Streit suchte, und er wollte den Streit nicht mit dem, über den er längst Sieger war.

„Unser Recht! Unser Recht hätt' auch anders enden können, wärst du nicht gerad dazwischengekommen."

„So hat mich eine höhere Hand geführt, und wir haben uns ihr zu beugen."

„Oder der Satan hat dich hergekarrt."

„Sieh nach deinen Worten, Rickmers."

„Hast du mir zu befehlen? Fühlst dich hier wohl schon als Deichgräfe, als Ortsschulze, als Herr in der ganzen Gemeinde. Meinst, ich sah es nicht, wie du alles ansahst eben, als ich kam? „Das ist mein, das ist mein", so sagten deine Augen. Du, du — — du Hund!"

In dem Bauern flammte der Zorn auf, der Pfarrer in ihm zwang den Zorn nieder. „Du bist betrunken. Betrunkenen rechnet man ihre Worte nicht an. Geh aus dem Weg, ich hab' mehr zu tun, als mich mit einem Säufer herumzuzanken."

Seine Hand schob den andern beiseite, da packte Addo Rickmers diese Hand, drehte sie im Gelenk, als wollte er sie ausreißen, und schlug mit der andern freien Hand Lützelberger in das Gesicht.

Im nächsten Augenblick lagen beide am Boden.

Ein kurzes, hartes Ringen.

In dem einen war der wütende Haß, der ihm ungeahnte Kraft gab, in dem andern die angeborene Stärke und Festigkeit und die beherrschte Sicherheit. Lange währte es nicht, da kniete Lützelberger auf Rickmers, preßte ihm beide Arme nach rückwärts zu Boden und sagte: „Ich sollte dich prügeln wie einen Hund, denn das wäre jetzt mein Recht. Aber du tust mir leid. Es muß schlimm in dir aussehen, daß du mich wie ein Wegelagerer anfällst. Ich will nicht mit dir rechten. Aber sieh zu, daß wir uns nicht zu oft begegnen."

Er stand auf, und ohne sich umzusehen, als fürchte er den Feind im Rücken nicht mehr, ging er den Deich nieder, am Priel hin und seiner Wurt zu.

Hinter ihm raffte der Besiegte sich langsam auf, blieb in den Knien liegen und sah ihm nach. Dicke Tränen ohnmächtiger Wut liefen ihm aus den Augen. Wenn er ihm jetzt nachrannte und ihm von hinten das Messer in den Leib stieß! — —

Er rannte nicht. Zerbrochen war, was sich einmal in ihm aufgerafft hatte, er war wieder der schlaffe, unsichere Addo Rickmers, der niemand etwas zuleide tat und still sein Kreuz weiterschleppte.

— — Zwei Wochen später, sie saßen am Sonntag abend um die warme Herdflamme, kam Bojo Brinkama hinein.

Der lange Mensch mit dem Gesicht, das nie jung gewesen war und nie ehrwürdig alt werden konnte, ging immer einmal an den Sonntagen von Wurt zu Wurt und horchte hier herum und schwatzte da ein paar Worte, denn seine Hausehre war lange tot, und mit seinen Kindern stand er sich nicht zum besten.

Lützelberger mochte ihn nicht, aber er sah gut ein, daß er niemand in der Gemeinde vor den Kopf stoßen durfte, er brauchte sie noch zu nötig, und Brinkama hatte ihm auch bisher keinen Grund zu einer Abfertigung gegeben.

Jetzt hockte er sich auf den Herdrand, hielt die dürren Hände über das glostende Torffeuer und erzählte, Jan Reimers sei gestern aus Bremen zurückgekommen und habe allerlei Neuigkeiten mitgebracht. Der große Krieg solle immer noch brennen, und in Bremen, das doch weitab liege, triebe sich viel fremdes Volk herum. Es seien da auch Werber gewesen, die hätten junge Leute beredet, sich zu den Soldaten aufzumachen und selber Soldat zu werden.

Ja, die hätten es gut. Großen Sold und überall gedeckten Tisch, denn was sie haben wollten, das nahmen sie sich eben, und gefällige Weiber im Lager, soviel sie nur wollten — da spuckte Lützelberger aus, und Almut ging still in die Stube hinauf, — und seine Röcke trügen sie aus Brabanter Tuch mit Kragen von flandrischen Spitzen — und was müßte er sonst alles.

Addo Rickmers sei auch grad in Greetsiel gewesen, als Jan Reimers das erzählt hätte, und sie — Addo und Brinkama — wären zusammen heimgegangen.

Da hätte der Junge immer wieder davon angefangen. Ob es nicht ein feines Leben sein müßte so unter den Soldaten. Und wo man da überall herumkomme! Und was man da alles erleben könne! Und so fort.

Er habe ihm zuletzt gesagt: „Das leidet ja dein Vater im Leben nicht, daß du von Haus rennst. Was, der Hoferbe! Und will sich zwischen das Ludervolk machen!"

„Ich hab' ja noch einen Bruder", hätt' Addo gesagt, dann wär er still geworden. Na, was daraus werden würde, das möcht' er doch wissen, und er möcht' nur das Gesicht vom Deichgräfen sehen, wenn sein Junge ihm damit käme.

Wenn Brinkama gehofft hatte, viel gefragt und beredet zu werden auf der Thedingswurt, so sah er sich getäuscht. Thedinga lachte in sich hinein, und Lützelberger sagte gar nichts.

Da stand der Neuigkeitskrämer bald wieder auf und ging ein Haus weiter.

Lützelberger aber ging in die Stube zu seinem Weibe und fand sie in schweren Gedanken, denn sie hatte alles durch die offene Tür mit angehört.

„Das ist um mich, Ludo", sagte sie traurig.

„Um mich ist es", erwiderte er.

„Wer will das scheiden? Wir sind eins, und unser Glück ist sein Elend. Du mußt zu Onno Rickmers gehen und ihm davon sagen, daß Addo nichts Törichtes tut."

„Ich möchte nicht hingehen, gerade ich nicht." Er dachte an den Kampf auf dem Deich, von dem er nicht zu ihr gesprochen. „Aber ich will zu Tanto Siabs und mit dem reden. Der ist der Älteste und Klarste in der Gemeinde, und auf den hört auch der Deichgräfe."

„Tu das. Du hast recht wie immer."

— — Bald danach wurde es bekannt, daß Addo Rickmers fortgehen wollte aus Butenfiel.

Nicht in den großen Krieg, das hatte er wohl nur so hingesagt, um Bojo Brinkama zu narren, meinten die Leute, nein, er ging auf die Inseln, nach Langeoog.

Dahin hatte eine Schwester des Deichgräfen vor langen Jahren geheiratet, war ohne Kinder geblieben und wollte den Addo zum Erben einsetzen.

Es war gegen die Ordnung, daß der Älteste aus dem Hause ging, doch Rickmers war nicht der Mann, den man fragte, wenn er Unverständliches tat. Die Leute schüttelten die Köpfe und dachten sich dies und das.

Nach dem Christfest, wenn man denken konnte, daß das Eis stand, wollte er hinüber. Dann fuhr Jan Reimers, der die ganze Gegend im Sommer mit seiner Kuff umfuhr, mit dem Segelschlitten von Insel zu Insel und brachte Nachrichten von denen da draußen, die wie Vorposten in Sturm und Brandung lebten.

Es war ein wilder Herbst.

Ludolf Lützelberger hatte noch nicht gewußt, daß Winde so rasen konnten, daß Nebel so dick und eisig die Welt zudecken konnten, daß schwere Gedanken so aus allen Winkeln und Ecken kriechen und die Menschen peinigen konnten.

Eno Thedinga fiel ihnen mehr denn je zum Opfer, und es war unheimlich, ihn zu sehen, wie er dastand, wenn er seine Stunden hatte, mit unsichtbaren Begleitern sprach, wilde Gebete zum Himmel schrie und keinen Menschen kannte.

Aber die anderen sagten dem Zugewanderten, der Herbst sei milde. Die Stürme seien nicht hart, die wären eben nicht anders um diese Jahreszeit, und wenn die See am Deich polterte und grollte und ihre Wogen in schweren Schlägen auf die Deichkappe niedergehen ließ, so sei das ihr gutes Recht, Schaden habe sie ja kaum angerichtet.

Da mußte er doch denken, wie denn das sein würde, wenn die See einmal mehr begehrte als ihr gutes Recht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gratulationsbrief.

Humoreske von Freiherr von Schlicht.

Die verwitwete Frau Geheimrat, die sich als das Oberhaupt ihrer zahlreichen, in der großen Stadt lebenden Verwandten fühlte, und als solche, wenn auch zum Teil widerstrebend, anerkannt wurde, hatte zu heute Nachmittag um fünf Uhr einen Familienrat einberufen und dabei ausdrücklich betont, es handle sich um eine Angelegenheit von der allergrößten Bedeutung. Keiner dürfe fehlen, ganz einerlei, ob er krank oder sonst irgendwie verhindert wäre. Unterstützt von ihrer erst siebzehnjährigen Tochter, einem auffallend hübschen, in ihrem Äußeren und in ihrem Wesen gleich reizenden Geschöpf, empfing sie ihre Verwandten, von denen sie alle mit der Frage begrüßten, was es denn nur plötzlich so Wichtiges gäbe und geben könne, daß die Beratung darüber nicht den kleinsten Aufschub erdulde.

Aber als die Familienmitglieder dann — in der für solche feierlichen Fälle ein für allemal festgesetzten Reihenfolge und Rangordnung — um die Frau Geheimrat herumsaßen und von dieser erfuhren, um was es sich handelte, da kreischten gleichzeitig fünf Frauenstimmen gellend auf, Tante Hanna, die an nervöser Herzschwäche litt, rief ihrem Mann zu: „Georg, mein Riechfläschchen, aber schnell, ich werde ohnmächtig!" und kräftige Männerstimmen ließen dem Gehege der Zähne einen aus tiefstem Herzen kommenden Fluch entgleiten, gegen den die Frau Geheimrat ausnahmsweise keinerlei Einspruch erhob, obgleich sie es sonst nicht duldete, daß in ihrem Hause geflucht wurde. Diese grenzenlose und allgemeine Erregung war nicht grundlos: Onkel Eduard hatte sich verlobt! Er, der da oben in Ostpreußen auf seinem großen Rittergut saß, dessen Wert auch heute noch kaum abzuschätzen war, Onkel Eduard, der das Kunststück fertig gebracht hatte, sein in die Millionen gehendes Vermögen durch die Inflationszeit hindurch zu retten, er, der in seiner ersten kinderlosen Ehe so unglücklich gewesen war, daß er, mit fünfundvierzig Jahren Witwer geworden, im Laufe der langen Jahre zahllose Male geäußert hatte, keine Macht der Erde, und wäre es die stärkste Lokomotive, an die er mit eisernen Ketten geschmiedet wäre, brächte ihn noch einmal wieder auf das Standesamt, er, der seit vielen Jahren als reicher Erbonkel in der Familie hoch geschätzt und zum Geburtstag und zu Weihnachten stets mit fertig gekauften, aber trotzdem natürlich eigenhändig angefertigten Handarbeiten, die bei ihm mehrere große Schränke füllen mußten, beschenkt worden war, — Onkel Eduard hatte sich trotz seiner beinahe schon siebzig Jahre und trotzdem er doch schon mit eindreiviertel Füßen im Grabe stand, wieder verlobt und wollte schon in der allernächsten Zeit heiraten.

Starres Entsetzen hielt alle gefangen. Das, was sie da zu hören bekamen, war — ja, was es war, das wußten sie so schnell nicht, aber auf jeden Fall war es etwas ganz Ungeheuerliches, und das Leben kehrte erst wieder in alle zurück, als die Frau Geheimrat die Frage zur Debatte stellte: Was können wir tun und was haben wir zu tun, um Onkel Eduard von diesem übereilten und unüberlegten Schritt zurückzuhalten, der für ihn, bei seiner Auffassung von der Ehe, und bei seinem Alter, sicher von den traurigsten Folgen begleitet sein wird?

Darüber ging die Aussprache, die zuweilen in geradezu stürmische Lärmszenen ausartete, hin und her. Immer neue Vorschläge wurden gemacht und wieder verworfen, bis schließlich die Frau Geheimrat mit ihrer Ansicht durchdrang: „Ich habe ja die längste Zeit gehabt, um mir die Nachricht durch den Kopf gehen zu lassen, und um mir zu überlegen, was da zu tun ist. Und da meine ich, daß jeder Protest und jeder Widerspruch unsererseits Onkel Eduard nur reizen und ihn in seinem in erster Linie für ihn unheilvollen Beschluß bestärken wird. Je mehr wir ihn aber in seinem Vorhaben bestärken und je herzlicher wir ihm zu seiner Verlobung gratulieren, je mehr er aus unseren Briefen ersieht, daß wir ihm neidlos sein neues Glück gönnen, daß wir nur an sein Wohlergehen und nicht an das unsrige denken, desto eher wird er sich die Sache vielleicht doch noch anders überlegen, oder wenn nicht, dann wird er uns, die wir an seiner Wiederverheiratung so herzlichen Anteil nehmen, ganz sicher doch irgendwie in seinem Testament bedenken, was er ganz gewiß nicht tun würde, wenn wir gegen seinen Schritt protestieren wollten."

Das leuchtete schließlich allen ein, und so wurde denn der Familienrat bald geschlossen, damit ein jeder noch heute Zeit habe, in dem besprochenen Sinne an Onkel Eduard zu schreiben. Und als die Verwandten sich verabschiedet hatten, da setzte auch die Frau Geheimrat sich sofort hin, um in ihrer Eigenschaft als Familienoberhaupt dem Onkel Eduard ganz besonders herzlich die Glückwünsche der Familie und erst recht ihre eigenen zu übersenden. Vorher aber rief sie noch ihre Tochter Ilse zu sich und befahl ihr: „Auch du wirst jetzt sofort an Onkel Eduard schreiben. Trotz deiner Jugend habe ich dich dem Familienrat beiwohnen lassen, damit du in allen Einzelheiten erkennst, was für uns auf dem Spiel steht. Du bist in früheren Jahren ja stets Onkel Eduards Liebling und Verzug gewesen, da hatte ich immer gehofft, er würde dich in seinem Testament besonders reich bedenken. Vielleicht, daß er das bis zu einem gewissen Grade auch heute noch tut, wenn du ihm, wie es ja auch deinem kindlich unverdorbenen Gemüt, das du dir glücklicherweise noch erhalten hast, entspricht, so herzlich und so warm schreibst, daß er aus jedem deiner Worte heraushört, wie ehrlich gerade du dich für ihn und mit ihm seines neuen späten Glückes freust. Du, die du die ganze Schwere des Unglücks noch nicht einzusehen vermagst, wirst schon die richtigen Worte zu finden wissen. Ich verlasse mich da ganz auf dich. Du brauchst mir den Brief, ehe du ihn abschickst, nicht zu zeigen, der Gedanke daran würde dich beim Schreiben vielleicht ungünstig beeinflussen und dir deine Natürlichkeit und Unbefangenheit nehmen. Und nun geh', mein Kind."

Fünf Minuten später saß Ilse in ihrem hübschen, kleinen Zimmer, hatte vor sich die Schreibmappe und das Briefpapier liegen und biß verzweifelt in ihren Federhalter, während sie, wie schon den ganzen Nachmittag, gegen die Tränen ankämpfte, die ihr wie Wasserfälle aus den hübschen, dunklen Augen stürzen wollten, denn wenn einer in der Familie durch die heute eingetroffene Unglücksbotschaft auf das schwerste betroffen wurde, dann war sie es; und sie hatte im Gegensatz zu allen anderen ihrem armen, bedrückten Herzen, das ihr jetzt zu zerspringen drohte, nicht einmal irgendwie Luft machen dürfen, um sich und um damit das Geheimnis ihrer jungen Liebe nicht zu verraten. Sie war zum Sterben traurig und begriff selbst nicht, wie sie sich vorhin so hatte beherrschen können, daß ihr kein Mensch, nicht einmal ihre Mutter, etwas angemerkt hatte. Das war sehr schwer für sie gewesen, aber nun kam etwas noch viel Schwereres für sie, der Brief an den Onkel. Dem sollte sie Glück wünschen und dabei noch so tun, als kämen ihr die Worte aus dem Herzen. Nein, das konnte sie nicht, das brachte sie nicht fertig, und deshalb beschloß sie plötzlich, dem Onkel anstatt ihm zu gratulieren, ganz gehörig den Marsch zu blasen. Und wenn sie ihm so schrieb, wie es ihr zumute war, dann brauchte sie wenigstens, im Gegensatz zu ihren anderen Verwandten, fortan nicht in der trügerischen Hoffnung zu leben, daß der Onkel sie vielleicht doch noch in seinem Testament bedenken würde.

Welch ein Glück, daß die Mutter nicht darauf bestanden hatte, nachher ihren Brief lesen zu wollen, und so schrieb sie denn nun:

„Mein lieber Onkel Eduard, den ich aber heute gar nicht lieb habe. Vielleicht kommt die Liebe aber noch einmal wieder, obgleich ich Dir das nicht versprechen kann, denn lügen tue ich nicht, wenigstens nicht mehr, als ich es zuhause ohnehin genug muß, wenn ich nicht immer ausgescholten werden will, und ich werde nach meinem Geschmack schon mehr als genug gescholten. Nein, lügen kann ich nicht und deshalb bringe ist es auch nicht fertig, Dir, wie die Mutter es von mir verlangt, einen ganz besonders herzlichen Glückwunsch zu Deiner Verlobung zu schicken, weil ich früher immer Dein besonderer Verzug gewesen sein soll, wovon ich selbst aber leider nie etwas gemerkt habe. Aber ob Verzug oder nicht, das ist ja heute einerlei, denn an mich, gerade an mich hast Du, was ich Dir aber offen gestanden auch gar nicht verdenke, sicher nicht eine Sekunde gedacht, als Du Dich auf Deine alten Tage noch einmal wieder verlobtest. Nein, an mich hast Du dabei ebenso wenig gedacht, wie ich damals an Dich, als ich meinen Hans Albrecht — aber das sage ich Dir gleich, Onkel Eduard, wenn Du der Mutter oder sonst einem von den Verwandten auch nur eine Silbe von Hans Albrecht verrätst, dann ist es für alle Zeiten zwischen uns ganz, aber auch ganz aus, denn von dem darf vorläufig kein Mensch etwas wissen, und ich wollte auch Dir nichts von ihm schreiben, aber nun habe ich es doch getan, und vielleicht ist das auch sehr gut, denn nun wirst Du es hoffentlich einsehen, wie schlecht, nein, wie gemein Du durch Deine Verlobung an Hans Albrecht und mir gehandelt hast. Da Du in Deine Braut (ist sie eigentlich

jünger oder noch älter als Du? Und ist sie hübsch?) natürlich ebenso verliebt bist, wie ich in meinen Hans Albrecht, und da Du deshalb für ihn augenblicklich ja doch kein Interesse hast, wäre es ganz zwecklos, Dir schildern zu wollen, wie hübsch und wie nett der ist. Nur das eine lasse Dir gesagt sein, er ist der hübscheste und der goldigste Mensch, den es überhaupt gibt, und ein Paar Augen hat er, ach Onkel Eduard, ich wünschte Dir, daß Du nur einmal in seine wundervollen Augen sehen könntest, dann wüßtest Du, ein wie guter Mensch er ist. Und klug ist er, gar nicht zu sagen. Mit 22 Jahren hat er schon den Doktor gemacht, und trotzdem er für mich ja eigentlich zu alt ist, wollen wir uns heiraten, sobald er so viel verdient, daß wir davon leben können, denn natürlich ist er arm, und das ist auch sehr gut, denn sonst hätte ich ihn wohl nicht so lieb. Und wenn wir uns heimlich treffen, denn ich wiederhole, vorläufig darf kein Mensch etwas davon wissen und ahnen, und wenn wir dann zusammen Luftschlösser bauen, habe ich immer von Dir erzählt, und daß ich später vielleicht mal ganz fürchterlich viel von Dir erben würde, und dann war ich immer so froh und so glücklich, aber Hans Albrecht sagte mir, das wolle er nicht, wir wollten nur von dem leben, was er für uns beide verdiene und darüber haben wir uns oft so gestritten, daß ich hinterher bitterlich geweint habe.

Na, nun erbe ich ja gar nicht, und darüber wird Hans Albrecht sicher sehr froh sein, obgleich es nun wohl noch eine Ewigkeit dauert, bis wir uns heiraten können. Und nicht nur ich, die ganze Familie ist empört über Dich und wenn Du dabei gewesen wärst, als sie heute nachmittag über Dich sprachen, ich glaube, Du wärst unter das Tischtuch gekrochen und hättest Dir die Pupillen aus den Augen geschämt! Trotzdem nehmen natürlich alle herzlichen Anteil an Deinem Glück und wollen Dir das auch schreiben, ich glaube, in diesem Augenblick sind sie schon alle dabei.

Und auch ich gratuliere Dir herzlichst, ja, ich tue das wirklich, obgleich Du mir das wohl nicht glauben wirst, aber erst mußte ich meinem Herzen mal Luft machen. Und das habe ich ja nun getan. Ach, Onkel Eduard, Du schrecklicher Mensch, den ich aber merkwürdigerweise doch noch lieb habe, wie hast Du Hans Albrecht und mir das antun können?

So, jetzt ist dieser Brief glücklich fertig und nun kann ich mich endlich in Ruhe hinsetzen und ein paar Stunden weinen. Deine treue und gehorsame Nichte Ilse."

Auf alle Glückwunschbriefe hat Onkel Eduard mit keiner Silbe geantwortet. Er war und er blieb verstummt, er ließ erst wieder durch seinen Rechtsanwalt von sich hören, als er ein paar Monate später ganz plötzlich starb. Und da stellte es sich heraus, daß er nie die Absicht gehabt hatte, sich wieder zu verloben, sondern daß er das seiner Sippschaft, wie er sie nannte, nur vorgeschwindelt habe, um aus ihren falschen und geheuchelten Glückwünschen ihre Habgierigkeit und ihre Spekulation auf sein reiches Erbe und ihren Verdruß zu erkennen. Die einzige, die er von allen seinen Verwandten in der Stadt in seinem Testament bedachte, und noch dazu in reichster Weise, war seine Nichte Ilse. Und dafür, daß der Onkel nur sie, trotz des Marsches, den sie ihm geblasen, in seinem Testament, und noch dazu so reich bedacht hatte, gab es nach Ilses fester Überzeugung nur eine einzige Erklärung: Der Onkel mußte gerade ihren Brief nicht erhalten haben.

Bunte Chronik

*** Die Auferstehung der russischen Heiligenbilder.** Nach Berichten aus Sowjetrußland ist in verschiedenen ländlichen Bezirken eine neue religiöse Bewegung erwacht. Seit einiger Zeit ist nämlich der Glaube an die alten wundertätigen Heiligenbilder wieder lebendig geworden. In vielen Dörfern sollen die alten Heiligenbilder durch die Kraft des Gebetes wieder in den herrlichsten Farben prangen, ohne daß eine menschliche Hand sie berührt hätte. Die Sowjetregierung führt die Bewegung zum Teil auf politische Hintergründe zurück, da die wundergläubige Landbevölkerung mit Hilfe der Erscheinungen dahin beeinflußt werden könne, bei Wahlen den ihr von der Kirche empfohlenen Kandidaten zu wählen. Eine besondere Regierungskommission soll sich mit der Untersuchung der Bewegung beschäftigen.

*

*** Vaterschaft und Fingerabdruck.** Die norwegische Gelehrte Professor Dr. Christine Bonnevie hat ein System ausgearbeitet, durch das es möglich sein soll, die Identität bei einer zweifelhaften Vaterschaft durch Fingerabdrücke zu beweisen. Professor Christine Bonnevie weist nach, daß in den einzelnen Familien bestimmte Typen von Fingerabdrücken immer wiederkehren und Generationen hindurch eine leicht nachweisbare Ähnlichkeit zeigen. Auf Grund dieses Nachweises kommt die Gelehrte zu dem Schluß, daß es fast immer möglich sein muß, durch Vergleichung der Fingerabdrücke den Vater eines Kindes ausfindig zu machen. — Mit solchen Dingen können sich wirklich nur weibliche Professoren beschäftigen!

*

*** Der Professor, der seine Frau vergaß.** Wenn man in einem Witzblatt liest, daß ein zerstreuter Professor dies und das vergessen habe, dann hält man es gewöhnlich für einen guten Scherz. Ein bekannter Züricher Professor leistete sich aber tatsächlich vor kurzem folgendes Stückchen. Er weilte mit seiner Frau auf einem Fest, als es ihm plötzlich einfiel, nach Hause zu fahren. Er setzte sich einfach in seinen Wagen, ohne an seine Frau zu denken, und gondelte heim. Dort erst vermißte er die Ehegattin. Verzweifelt suchte er nun die ganze Villa ab, wo sie nur stecken könne und war gerade im Begriff, die Polizei über das rätselhafte Verschwinden seiner Frau zu informieren, als die Gattin in einer Droschke dahergefahren kam. Jetzt erst fiel es dem Mann der Wissenschaft ein, daß er seine Frau bei dem Gastgeber vergessen hatte. Die mit Recht etwas ungehaltene Gattin aber machte dem Professor klar, daß eine Ehefrau kein Regenschirm ist, den man in der Zerstreutheit in einer Ecke stehen läßt.

*** Der verzauberte Wein.** Der spanische Konsul in Stockholm gibt bekannt, daß 200 000 Liter Scherry im Jahre von Spanien nach Schweden eingeführt, dort aber 432 000 Liter getrunken wurden. — Man sieht, was bei guter Behandlung aus dem Wein gemacht werden kann!

*

*** „Daß ich die reine Wahrheit nicht gesagt habe."** In einer in Berlin verhandelten Strafsache wurde der Zeuge Haderlick vernommen und erklärte, den Angeklagten van Düren nicht zu kennen und nie gesehen zu haben. Da das Gericht hieran zweifelte, sollte er das beschwören. Haderlik hob die Finger, sprach nach: „Ich schwöre —, daß ich — die reine Wahrheit — gesagt habe" — sollte er sagen und wollte er sagen; im letzten Moment aber besann er sich eines Besseren. Die Zuchthausmauern tauchten vor ihm auf und so leistete er denn den originellen aber den Tatsachen entsprechenden Schwur: „daß ich — die reine Wahrheit — nicht gesagt habe!" Natürlich verursachte er damit einen Heiterkeitsausbruch im ganzen Saal, aber sein Gewissen hatte ihn gerettet, im letzten Augenblick und mit knapper Not war er am Meineid und dem damit verbundenen Zuchthaus vorbeigekommen.

Lustige Rundschau

*** Der schlaue Rechner.** „Also, jetzt will ich mal sehen, wer gut Kopfrechnen kann," fragt der Lehrer. „Denkt euch eine Person, die im Jahre 1875 geboren ist. Wie alt würde die heute sein?" „Ich weiß es," sagt Willy, „aber zuerst müssen Sie mir noch sagen, ob es ein Herr oder eine Dame ist."

*

*** Die Hühner in Berlin.** Aus Häuschens Aufsätzen. „— — Berlin hat auch Hühner, die sieht man bloß nicht. Es gibt welche, die sind auf den Holz- und Kohlenplätzen, im Keller oder auf den Balkongs. Auf dem Markt gibt es ebenfalls Hühner. Die kann man kaufen. Wenn man Geld hat. Neulich ist eins ausgekratzt. Alle Leute auf der Straße wollten es fangen. Die Wagen und Elektrischen blieben stehen, als ob die Feuerwehr kommt. Aber nur, weil nicht das Huhn, sondern die Menschen überfahren worden wären. Die Hühner in Berlin legen auch Eier. Sie legen verschiedene Eier. Große für fünfzehn und kleine fürn Groschen. Die Hühner in Berlin legen nur frische Landeier. Weil die am teuersten sind. Aber es gibt auch andere Hühner in Berlin. Zum Beispiel gibt es Sumpfhühner. Vati bestreitet das, und der Herr Lehrer lachte bloß, als ich ihn fragte. Die Sumpfhühner leben im Restorang und gehen viel später schlafen, als die Hühner, welche Eier legen. Die meisten Hühner in Berlin gibts in der Bratfanne. Alle Hühner, die schlecht legen, kommen in die Bratfanne. Mutti sagt, mit den Sumpfhühnern sollte man's ebenso machen. Vati lachte aber bloß und sagte: Das möchste wohl!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.